

«Ich habe einen klaren Plan»

Wie sich der Degen-Olympiasieger Marcel Fischer auf Gefechte und das Leben vorbereitet

In Leipzig nimmt am Donnerstag der Schweizer Marcel Fischer, der Olympiasieger im Degenfechten von Athen, im Mannschaftswettbewerb den zweiten Anlauf auf den Gewinn einer WM-Medaille. Im Einzel hat er diesen als Sechster nur knapp verpasst. Wie sein Fahrplan nun aussieht, erläutert er im Gespräch mit Peter Jegen.



Marcel Fischer will sich bis Peking im Rahmen des Möglichen aufs Fechten konzentrieren. (Bild key)

Während Ihre Kollegen im Training sind, geniessen Sie einen freien Tag in der Altstadt von Leipzig. Haben Sie kein schlechtes Gewissen?

Nein. Denn es ist unglaublich, wie mich am Sonntag die vier Gefechte im Einzel körperlich forderten. Ich habe Muskelkater und brauche daher nur Erholung, Massagen und ein heisses Bad.

Sind Sie rückblickend mit den Gefechten zufrieden oder vom sechsten Platz enttäuscht?

Auf die ersten drei Gefechte bin ich unheimlich stolz, weil jeder Treffer ein Kampf war. An den Olympischen Spielen in Athen ging alles wie von selber, nun aber musste ich mir ständig sagen: «Erhöhe den Rhythmus, werde aggressiver und schneller.» Letztlich beschäftigte ich mich also mehr mit mir selber als mit dem Gegner, was doch auf keine optimale Verfassung hinwies. Deshalb bin ich mit dem sechsten Platz zufrieden, glücklich, dass ich den Weissrussen Sacharow schlug und bis in die Viertelfinals vorsties.

Könnten Sie denn dank Ihrer guten Technik und Antizipation auch mit einem noch grösseren Trainingsrückstand an der Spitze mitmischen?

Es sind nicht nur Technik und Antizipation, die einen konditionellen Nachteil aufwiegen. Es ist der klare Plan, der mir ein massgebender Vorteil verschafft. Ich gehe nicht in ein Gefecht und schaue einmal, wie sich dieses entwickelt. Ich habe stets einen Plan, stelle mir den Verlauf des Wettkampfes vor und weiss, wo die Stärken und Schwächen des Gegners liegen. Das war auch gegen Bas Verwijlen so, meinen Bezwinger im Viertelfinal. Gegen ihn hätte ich womöglich zu Beginn etwas angriffiger sein sollen. Einen deutlichen Vorsprung meinerseits hätte der Holländer, den ich ja vom Training in Magglingen her kenne, vielleicht nicht mehr aufgeholt.

Für Ihre Akribie sind Sie bekannt. Lässt sich diese aber auch verwirklichen, wenn Sie Fechten, Medizinstudium und Privatleben nebeneinander vorbei bringen müssen?

Ich sage mir immer: «Mach etwas richtig, oder lass es bleiben.» Dass derzeit Kompromisse notwendig sind, ist klar, weil die Würde des Olympia-Sieges auch Bürde mit sich bringt. Das hat mir meine Grossmutter schon nach dem Sieg in Athen gesagt. In ein bis zwei Jahren ist der Rum-

mel vorbei, und dann kann ich wieder zu meiner gewohnten Genauigkeit zurückkehren. Bis dahin muss freilich von meiner Umgebung Verständnis dafür aufgebracht werden, dass ich beispielsweise nicht mehr so pünktlich wie früher bin.

Nach dem Staatsexamen im kommenden Jahr wollen Sie sich als Halbprofi für die Sommerspiele 2008 vorbereiten. Ist danach mit Ihrer Karriere wirklich Schluss? Im Fechten ist das Alter ja kein Hindernis, wie das Beispiel Kolobkow zeigt.

Rational betrachtet ist nach Peking Schluss. Ich will dannzumal als Arzt eine Assistenzstelle antreten und dass nebenher nicht noch Spitzensport ausgeübt werden kann, das sehe ich ja derzeit. Natürlich ist es mir bis jetzt gut gelaufen, doch kann dies allein meinen Ehrgeiz und Siegeswillen nicht befriedigen. Ich weiss, dass ich weder eine EM- noch eine WM-Medaille um nur ein Gefecht verpasst hätte, wäre mir Zeit für intensiveres Training geblieben. Auch an der Universiade wäre mehr als die Bronzemedaille möglich gewesen. Zudem darf ich mein Privatleben nicht ganz vergessen, bis jetzt kommt es sicherlich zu kurz.

Und wie sieht die emotionelle Seite aus?

Vom Herzen her bin ich mit dem Fechten sehr verbunden, ich übe es ja schon seit dem zehnten Lebensjahr aus. Es ist für mich viel mehr als ein Sport oder ein Hobby. Zudem stimmt das Umfeld, ich habe Teamkollegen, die meine Freunde sind. Wie schwer mir der Entscheid nach Peking fallen wird, weiss ich jetzt noch nicht, das wird wohl auch vom Resultat abhängen.

Entscheiden Sie denn grundsätzlich eher rational oder emotional?

Prinzipiell entscheide ich schon rational und plane längerfristig.

Aber was würden Sie denn ohne das Fechten machen wollen?

Beruflich würde ich gerne einmal in einer völlig anderen Umgebung arbeiten, etwa in Indien oder Nepal. Dafür habe ich mir schon vor zwei Jahren den Februar 2005 reserviert. Doch der Olympiasieg verhinderte die Verwirklichung dieses Plans. Jetzt bewege ich mich im Spital zwischen High-tech-Maschinen, während Ärzte in Entwicklungsländern schon froh sind, wenn sie ein Schmerzmittel verabreichen können. Wir sind also extrem verwöhnt, und es würde gut tun, sich für jene zu engagieren, die nicht in dieser glücklichen Lage sind. Ich bin daher sehr froh, dass ich mich als Botschafter der Wohltätigkeitsorganisation Right to Play für solche Belange stark machen kann.

Noch ein Wort zum WM-Team-Wettkampf vom Donnerstag. Was ist möglich?

Wir könnten alle schlagen, ausser die Franzosen. Auf sie treffen wir wohl im Achtelfinal.

Eishockey-WM als gesellschaftspolitischer Seismograph

Eine interdisziplinäre Tagung zur Sportgeschichte in Ost und West

An einer kürzlich an der Universität Zürich durchgeführten interdisziplinären Tagung wurde anhand historischer Forschung konkret aufgezeigt, wie der Sport im Kontext des Kalten Krieges zu einer die politische Agenda beschäftigenden Angelegenheit wurde.

Als am 30. März 1969 im tschechoslowakischen Fernsehen am Ende des WM-Eishockeyspiels zwischen der UdSSR und Kanada die sowjetische Hymne ertönen sollte, fiel der Ton aus. Einen Moment später, als die Kamera auf die Landesfahne des neuen und alten Weltmeisters schwenkte, brach auch die Live-Übertragung im Bild unvermittelt ab. Was war geschehen? War es ein Zufall, dass die staatliche Fernsehberichterstattung ausgerechnet dann abbrach, als jene Landesauswahl an der WM geehrt wurde, deren Staatsführung zuvor im August 1968 den «Prager Frühling» mit Waffengewalt niedergeschlagen hatte? Wohl kaum. Weiter stellt sich die Frage, ob das Phänomen des modernen Sports in sozialistischen Regimen wie der Tschechoslowakei zu solchen Arten der Widerspenstigkeit Hand bot? Sollte dem so sein, hätte hier der Sport eine Sinnzuschreibung erfahren, die über dessen kompetitiven Charakter hinausgeht. Derart ergibt sich für die Historiographie ein bisher nur marginal berücksichtigtes, aber vielversprechendes und mannigfaltiges Forschungsfeld.

Eishockeyspiele als Quellenmaterial

Eine kürzlich vom Forum Ostmittel- und Südosteuropa an der Universität Zürich durchgeführte interdisziplinäre Tagung zur Sportgeschichte bot Anlass, die Thematik Sport nach

historisch-politischen, kulturwissenschaftlichen und gesellschaftlichen Fragestellungen komparativ zu diskutieren. Ein internationales Podium stellte unter dem Titel «Sport zwischen Ost und West» ihre Beiträge zu vier verschiedenen Panels vor. Wie der Sport im Kontext des Kalten Krieges mitunter zu einer die politische Agenda beschäftigenden Angelegenheit, zu einem politischen Repräsentationsort, wurde und wie sich daraus Erkenntnisse über die reine Sportgeschichte hinaus gewinnen lassen, zeigt exemplarisch das an der Tagung in Zürich vorgestellte Paper von Jörg Ganzenmüller. Der Historiker von der Friedrich-Schiller-Universität Jena untersuchte im Umfeld des «Prager Frühlings» sowjetisch-tschechoslowakische Eishockeyspiele. Im Hinblick auf die Fragestellung, wie die Sowjetunion jene gegen sich gerichteten Massenkundgebungen in einem «sozialistischen Bruderland» wahrnahm und welche Auswirkungen dies auf ihre aussenpolitischen Entscheidungen hatte, verwendet der Autor jene Kundgebungen als Quelle, die im Zusammenhang mit den Länderspielen beider Eishockeyteams sowie dem Verhalten des Publikums an solchen Veranstaltungen stehen.

Das Gros der historischen Darstellungen zum «Prager Frühling» geht davon aus, dass die massgebenden Akteure der Reformbewegungen in der CSSR der KP-Generalsekretär Alexander Dubcek und die Reformkommunisten waren. Die Analysen vermitteln den Eindruck, dass erst der Einmarsch der Truppen des Warschauer Pakts die Akzeptanz Sowjetrusslands im ostmitteleuropäischen Land zerstörte. Demnach wurde antisowjetischen Ressentiments vor 1968 nur wenig Beachtung geschenkt, oder sie wurden gar nicht erst als solche zur Kenntnis genommen. Ganzenmüller widerspricht dieser Darstellung. Vielmehr sei es ein schwelender Prozess der Entfremdung gewesen, der sich auch schon vor dem Jahr 1968 bemerkbar gemacht habe. Als Beleg beziehungsweise als eine Art Seismograph der politischen Stimmungslage dienen ihm Sportveranstaltungen. Das Stadion versteht er als einen der wenigen öffentlichen Räume, die es den Menschen in einer Diktatur weitgehend ungefährlich ermöglichten,

ihre Meinung untereinander und mittels medialer Berichterstattung auch mit den staatlichen Autoritäten zu kommunizieren.

Renitenz gegen die UdSSR im Stadion

Schon an der Eishockeyweltmeisterschaft 1967 in Wien kam es wegen eines Spiels zu politischen Dissonanzen. Als die Sowjetunion bereits als Weltmeister feststand und am letzten Spieltag gegen die Tschechoslowakei (4:2-Sieg) spielte, eskalierte das Geschehen im Stadion zwei Minuten vor Spielschluss. Der Massenschlägerei im Rink folgte ein Pfeifkonzert während der sowjetischen Hymne, schliesslich verliessen die tschechoslowakischen Spieler das Eis ohne den üblichen Händedruck mit dem Gegner. Weitere ähnliche Zwischenfälle ereigneten sich auch auf Klubebene, als beispielsweise im Jahr 1966 ein Spiel gegen Dynamo Moskau wegen wiederholter Prügeleien beinahe abgebrochen werden musste. Natürlich darf in diesem Zusammenhang die starke sportliche Rivalität zwischen den beiden Ländern nicht vergessen werden, die sich schon seit den fünfziger Jahren mit Inbrunst auf dem Eis massen. Ganzenmüller sieht jedoch in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre eine Häufung von Konflikten mit starker politischer Färbung, vor allem in tschechoslowakischen Stadien, die vermutlich von der Miliz nicht unterstützt, aber eben auch nicht verhindert wurden (werden konnten). Auch der Wortlaut der Sprechchöre und Gesänge sei mit antisowjetischem Vokabular beladen gewesen, der sich im Inhalt vor und nach dem «Prager Frühling» nicht wesentlich unterscheidet. Renitenz schien somit gegen die Sowjetmacht im Stadion möglich zu sein und wurde auch zur Schau getragen. Das Beispiel von der manipulierten Fernsehübertragung zeigt, dass Ungehorsam und passiver Widerstand nicht nur vom Zuschauer im Stadion praktiziert wurden, sondern auch von der Bildregie, die die Sowjetmacht kurzerhand von der Mattscheibe verdrängte.

Dass die Vorfälle in den Arenen von den Sowjets nicht als übertriebenes sportliches Ehrgefühl oder plumper Patriotismus ein paar weniger Hooligans abgetan wurden, zeigt deren Perzeption. Eine der bekanntesten Affichen zwischen den beiden sozialistischen Staaten auf Eis vom 28. März 1969 löste gar eine innen- und aussenpolitische Krise aus. Als die tschechoslowakische

Apropos

Büro statt Olympiagold

Grundsätzlich sollte man sich ja nicht unnötig mit Spekulationen aufhalten. Aber die Behauptung, dass ein Grossteil der Menschen die erfolgreiche Sportkarriere der kaufmännischen Anstellung vorziehen würden, ist kaum an den Haaren herbeigezogen. Wer träumt nicht vom Leben im Rampenlicht, von Medaillen an grossen Meisterschaften, von öffentlicher Anerkennung? Hannah Stockbauer offenbar nicht. Fünfmal war die Deutsche Weltmeisterin, obwohl sie erst 23-jährig ist. Sie hätte eine grosse Zukunft vor sich, darin sind sich die Experten einig. Aber sie, die Schwimmerin aus Erlangen, sie macht Schluss, einfach so. Seit den Olympischen Spielen in Athen und der enttäuschenden Klassierung macht sie eine Ausbildung zur Kauffrau. Während die Kolleginnen im Sommer an den WM in Montreal um Titel schwammen, sass sie, über Bücher gebeugt, zu Hause, bereitete sich auf die Prüfungen vor und irgendwie auch auf einen neuen Lebensabschnitt. 14 Monate liess sie sich Zeit, liess den Entschluss reifen und sagt jetzt: «Es gibt kein Zurück, ich mache keine halben Sachen.» Man hört das sonst nur von Sportlern, die über ihre Ziele Auskunft geben – die Situation jetzt, die ist ungewohnt.

Natürlich steckt in diesem speziellen Fall ein bisschen mehr dahinter als einfach nur die Unlust. Etwa die Enttäuschung von Athen oder auch die Befriedigung, schon viel Nettes erlebt und gesehen und auch ansprechenden Erfolg gehabt zu haben. Aber mit 23 Jahren einfach aufzuhören, erst recht mit diesen Zukunftsperspektiven, das lässt vielen Leuten keine Ruhe. Die Verbandsleute mokieren sich über die Art der Bekanntgabe («nur per Mail, nicht einmal persönlich»), wieder andere appellieren an die Verantwortung der Sportlerin ihrem Heimatland gegenüber – zumal dieses zuletzt von einer gewaltigen Rücktrittswelle erfasst wurde. Die Skifahrer Max Rauffer und Florian Eckert, der Bobfahrer Christoph Langen sowie die Schwimmerin Jana Henke haben ebenfalls das Ende der Karriere erklärt.

Der deutsche Sport hat viel Potenzial verloren in den vergangenen Tagen, wohl auch deshalb können nicht alle verstehen, dass sich selbst eine grosse Athletin niemandem verpflichtet ausser sich selber, womöglich den Sponsoren. Weil es so eigenartig ist für die Welt von heute, in der alle stets besser sein wollen, gerade deshalb ist das Beispiel Stockbauer vielleicht ganz erfrischend. Es lehnt sich ein bisschen auf gegen die Institutionalisierung des Sports, der doch nur die schönste Nebensache sein soll, nicht mehr. Hannah Stockbauer, sie ist nicht verbittert, sie hat wahrscheinlich auch an gar nichts Übergeordnetes, Dramatisches gedacht, als sie sich entschied. Aber sie hat ein Zeichen gesetzt, irgendwie zumindest. Schade, wenn es nicht wahrgenommen würde.

Christof Gertsch

Equipe an den Titelkämpfen in Stockholm zum zweiten Mal das Team aus der Sowjetunion bezwang, kam es in Prag auf dem Wenzelsplatz zu einer ausgelassenen Siegesfeier, die schon bald in eine antisowjetische Demonstration mündete. Die sowjetische Botschaft in Prag hielt fest, dass es im ganzen Land infolge des Eishockeysieges zu antisowjetischen Demonstrationen und Ausschreitungen von mehreren tausend Menschen kam: Eine Kriegskommandantur der sowjetischen Garnison und eine sowjetische Kaserne seien belagert sowie an verschiedenen Orten sowjetisches Eigentum beschädigt und zerstört worden. Der Kreml entsandte noch im März den sowjetischen Verteidigungsminister Gretscho, den stellvertretenden Aussenminister Semelow und den stellvertretenden Zivilluftfahrtminister Bugaew nach Prag. Im April wurde Dubcek an der Parteispitze abgelöst.

Auch die weniger bekannten Vorfälle während und nach dem Spiel in Wien provozierten auf russischer Seite Ungemach. Ein Bericht der sowjetischen Botschaftssekretäre in der österreichischen Hauptstadt schloss mit der Empfehlung, zu bedenken, ob vorübergehend nicht besser auf Aufeinandertreffen sowjetischer und tschechoslowakischer Sportler auf Territorium der Tschechoslowakei zu verzichten sei. Die russische Nervosität verstärkte sich nach dem «Prager Frühling» zusätzlich. Die personellen Änderungen in der tschechoslowakischen KP weisen ebenso daraufhin wie auch die Verlegung der Titelkämpfe von 1969 von Prag nach Schweden.

Der Sport als politisches Betätigungsfeld

Die russischen Reaktionen deuten auf mehrere wichtige Umstände hin. Zum einen wurden den Ereignissen in den tschechoslowakischen Sportstadien vor und nach der Unterdrückung der Reformbewegung grosse Beachtung geschenkt. Dies scheint nicht nur mit dem sowjetischen Reflex erklärbar zu sein, auch periphere Erscheinungen zu politisieren. Vielmehr liegt die Vermutung nahe, dass der Sport einen Raum und eine Masse konstituierte, die sich dem direkten Zugriff der Macht entzogen hatten oder zumindest schwer zu kontrollieren oder zu zensieren waren. Dies zeigt zum anderen weiter, dass der Sport nicht ausschliesslich der Politik zur Inszenierung und Instrumentalisierung diene. Wegen seiner breiten Partizipationsbasis wurde der Sport auch zu einem alternativen politischen Betätigungsfeld, das in Konkurrenz oder in Interaktion zum herrschenden System trat.

Daniel Wechlin

Roger Federer verletzt

Tennis Nr. 1 nicht in Madrid und Basel

(si) Der Schweizer Weltranglisten-Erste im Tennis, Roger Federer, hat sich am Dienstag im Training den Fuss übertreten, und dabei ist ein Band im rechten Fuss gerissen. Federer muss nun für unbestimmte Zeit pausieren, aber mindestens auf die Turniere in den nächsten beiden Wochen in Madrid und Basel verzichten. Auch fraglich ist der Start in Paris-Bercy Ende Oktober. Für das Masters in Schanghai (ab 13. November) besteht indes Hoffnung, dass Federer daran wieder teilnehmen und seinen Titel verteidigen kann.